

Nr. 14. Bromberg, den 18. Januar 1928.

Die Reisemädels.

Roman von Hermann Lint.

(5. Fortsetzung.)

6.

Man fährt, wie man gekommen ist, in einer, fast möchte man sagen, humpelnden Droschke an den Bahnhof. Es ist verwunderlich, wie die Droschken und Gefährte Genuas, dazu die keineswegs schmächtigen, sondern sehr ausladenden Autoomnibusse, die Fahrt durch die engen Straßen bewerkstelligen, die noch dazu für den Fußgänger nicht einmal ein richtiges Trottoir haben. Vielleicht ist es die italienische Beweglichkeit, die sich hier geschickt durchwindet. Freilich geht es bei diesen Fahrten in der Droschke nicht ohne ein gewisses Schlenkern und Schütteln ab, und die Mädels hatte krampfhaft ihr Gepäcksel festzuhalten, als sie so dahinstuckerten. Natürlich hatten sich diese seit ihrer Ankunft um einige Stücke vermehrt, so daß die kleine Droschke recht vollgepackt war.

Hanna hat noch eine Menge in Genua eingekauft, weil sie vieles „so fabelhaft" billig fand. Schuhe, kleine Taschen aus goldgestanztem Leder, außerdem eine eingerichtete Reisetasche, mehrere Schals, ziemlich viele französische Parfümerien die überall in Genua feil liegen, und allerlei Belanglosigkeiten, von denen sie jedesmal, wenn Erika warnte, behauptete, sie „nähmen so gut wie keinen Platz weg", während das endgültige Einpacken doch etwas anderes lehrte. Erika ihrerseits hatte zwar wenig gekauft, aber sie hatte eine Kaktee erstanden, die eine rötliche, nicht gewöhnlich ausschauende Blüte hatte und in einem recht umfangreichen Topfe eingebettet war. Diese Pflanze war das Geschenk, das sie ihrer Tante, die derartige Zimmernaturalien liebte, mitzubringen gedachte. Sie wurde mit einer nicht geringen Liebe von ihr gepflegt, und es verging kaum ein Tag, an welchem sie nicht sorgenvoll fragte:

„Glaubt ihr, daß sie sich hält?" oder „Ob die Blüte wohl bis Berlin noch da ist?"

Und auch Beate hatte ein wenig mehr „Ballast" als zuvor. Denn die aufmunternden Zeilen des Justizrats hatten sie veranlaßt, mit Skizzen und einem Pastellbild größeren Formats zu beginnen, und Pastellbilder wollen bekanntlich gut verpackt sein.

An der Bahn harrte — Guiseppe Verdi. Gewiß wäre Erika noch wenige Zeit früher sehr „unangenehm überrascht" gewesen, wenn man ihr zugemutet hätte, von dem Aufsichtsherrn eines kleinen Restaurants zum Abschied empfangen zu werden. Jetzt aber nahm sie den Vorfall äußerst harmlos und heiter auf. Dieser Guiseppe Verdi war doch nun mal Hannas harmloser Flirt. Sie hatte auch ganz bescheiden bei den Freundinnen angefragt, ob Guiseppe an die Bahn kommen dürfe, und obschon Erika nicht umhin konnte, zu sagen: „Gewiß, wenn er nicht gerade Hummern zu tranchieren hat . . .", legte sie durchaus keinen Widerspruch ein.

„Er ist doch so ein lieber Junge . . .", sagte Hanna, „wie nett hat er immer für uns gesorgt . . . und außerdem erinnert er mich an Hans Strohmann, in den ich eine Zeitlang so verschossen war . . . der war auch so zuvorkommend und hatte so schöne dunkle Augen . . ."

Und Guiseppe Verdi tat vortreffliche Dienste. Er belud sich mit Kaktee und Handkoffern und nahm sogar noch Beates Staffelei, ebenfalls einen Genueser Einkauf, unter den Arm.

„Kinder . . .", sagte Beate. „Jetzt will ich euch mal was sagen. Mit diesen Anhängseln können wir nicht im Lande herumreisen . . . Wir müssen uns jetzt wieder seßhaft machen. Ich schlage vor, wenn uns Como gefällt, bleiben wir dort, suchen uns eine nette Pension und machen Ausflüge . . . Aber von Ort zu Ort ziehen mit allem diesem hier, das ist unmöglich."

Die anderen stimmten zu. Guiseppe Verdi versicherte teils auf Italienisch, teils mit deutschen Brocken, daß Como „herrlich" sei. Da setzte sich auch schon der Zug in Bewegung, und wenige Sekunden später verschwand Genua in dem großen Tunnel, der nach Sampierdarena führt, vor ihren Augen.

Vielleicht wären Beate und Erika in eine etwas elegische Stimmung hineingeraten, wenn nicht Hanna zur rechten Zeit gerufen hätte:

„Wißt ihr, daß wir in einem Berliner D-Wagen sitzen? Von Rom über Genua—Mailand—Gotthard-Frankfurt a. M. nach Berlin. Da bekommt man ordentliche Sehnsucht nach Hause, was? Ach, es ist doch lustig, wenn es auf dem Potsdamer Platz von Menschen wimmelt, und wenn man in den Untergrundbahnen bald zerdrückt wird, und wenn man jetzt überall im Freien sitzt . . . bei Josty . . . bei Rumpelmayer . . . Kranzler. Meint ihr nicht?"

Und die beiden anderen lächelten. Sie fühlten wohl beide, deren Leben nicht so frei von Sorgen gewesen war, wie herrlich es sein muß, wenn Menschen ihre Glücksatmosphäre aus sich heraus verbreiten und nicht durch bestimmte Umgebungen, Schicksale, Zustände bestimmen lassen, die so oft vergeblich erwartet werden. Hanna war eine Glücksnatur. Sie fühlte sich sicher ebenso von Glück getragen, wenn sie nach Zehlendorf zum Tennis-Spielen fuhr, in einem neuen weißen Kleide und bepackt mit allerlei Journalen, die noch gelesen werden mußten, wie auf einer Reise zu Palmen und alten Palazzis. Und sie war mit ihrem beneidenswerten Naturell noch dazu imstande, anderen die Wehmut des Abschieds zu vertreiben.

Man spürte aber in der Tat, daß man in diesem Zuge auf dem halben Wege nach Deutschland war. Von San Remo und Ospedaletti, von Rom und Florenz, von Neapel und Sizilien kamen die Reisenden, die jetzt auf der Heimkehr waren. Typen über Typen. Geschäftsleute mit neu sitzenden Anzügen und der Hornbrille auf der Nase, mit Frauen, die nach der neuesten Mode aussahen und sich angezogen hatten, als ob sie gerade in der Lichenthaler Allee oder in Homburg spazieren gehen wollten. Mit fabelhaft schickem Gepäck, alles spiegelblankes Leder mit protzigen Hotelaufschriften: „Riviera Palace" oder „Grand Hotel Quirinal" oder nur ganz „schlicht": „Majestic".

Die Männer lasen eifrig in Berliner Blättern. Stießen zuweilen ihre Frauen an und sagten etwas, wie z. B.:

„Du, in der Skala . . ." oder

„Rothstein hat nun doch Geschäftsaufsicht beantragt . . ."

Fabelhafte Neuigkeiten im Angesicht der blühenden Berge und domhaften Kirchen, die aus den kleineren italienischen Provinzorten so malerisch herausragen. Aber wozu noch Kirchen? Man hat sie ja in Rom und Florenz „nach dem Dutzend" besichtigt. Diese unbekannten Gebäude haben kein Interesse mehr. Viel wichtiger ist es, den Kontrolleur des „Waggon-Restaurant" rechtzeitig zu erwischen, um einen kleinen Tisch reservieren zu lassen, da die „gnädige Frau" nicht gerne an den Tischen mit vier Plätzen sitzt. Und man tafelt mit großem Wohlbehagen und trinkt gute Liköre

hinterher und fragt gähnend den Kellner: „Wie lange ist es noch bis Mailand?"

Aber es gibt auch andere. Da ist z. B. ein hagerer Engländer, der von einer alten Dame begleitet wird. Er sitzt im Nebenkupee, tief in den Sitz gesunken. Als der Kontrolleur das erste Essen ansagt, richtet er sich auf und geht schwankenden ,man möchte sagen trunkenen Ganges den Flur entlang. Die Mädels blicken ihm nach. Ein völlig Gelähmter. Ein schauerlicher Anblick. Welche Energie mag es gekostet haben, ihn hierher zu bringen, über den Kanal, mit immerwährendem Umsteigen, von Hotel zu Hotel? Aber „Italy" hat gelockt, der Sterbende wird lebendig, Energien erwachen . . . der Süden . . . der Süden . . . War er nicht immer der Born der Lebenwollenden, der „brennenden Seelen"? Beate muß an ein Gedicht Oskar Wildes denken, an das „Sonnett an der Grenze Italiens":

I reached the Alps: the soul within me nurned,
Italia, my Italia, at thy name . . . .

Aber auch der gute alte deutsche Professor fehlt nicht, jener Typus, der uns trotz aller seiner Spießbürgerlichkeit im Auslande beliebter gemacht hat, als der heutige „Elegant" nach dem Muster der mondänen Journale es zu sein pflegt. Er verfolgt die Strecke am Bädeker; er gönnt weder seiner Frau noch den zwei halbwüchsigen blonden Kindern einen Moment des Ausruhens, und wenn er in der ziemlich öden Gegend vor Milano nur die Technik der Seidenkultur an vorübergleitenden Maulbeerbäumen erklärt. Er beschreibt Kirchen in den vorübergleitenden Novi oder Voghera, die er nie sah. Furchtbar selbstgefällig, nicht wahr? Aber im Kerne gesund. Spießbürgerliches ist immer gesund. Und im übrigen: sind die andern mit ihren manikürten Händen und ondulierten Frisuren, mit dem neuesten amerikanischen Kragen, den „man" trägt, und der Krawatte, die genau so karriert ist, wie es „jetzt schick ist", nicht vielleicht schon ebenso spießbürgerlich geworden, weil sie blind und vulgär „der" Mode folgen? Lächerlich wirken sie jedenfalls.

Beate Himmelland beobachtet das alles emsig. Sie will in ihrem nächsten „Berichte" auch hierüber etwas schreiben.

Aber auch die Mädels haben ein gutes Mittagessen.

Erika hat dafür gesorgt. Es liegt ihr, Brötchen zu streichen und Obst einzuwickeln. Nun, da alles in den Speisewagen strömt, wird ausgepackt. Auch die Bananen und die verzuckerten Makronen und Apfelsinen, die Guiseppe hat, werden zum Teil verspeist. „Hans Strohmann war auch immer so zuvorkommend", sagt Hanna fast gerührt. „Als wir damals von Swinemünde abreisten, hat er uns noch Flundern und einen Spickaal mitgebracht . . . so lang . . ."

Und allen drei Mädels ist es einen Augenblick lang, als ob sie Seeluft spürten.

In Mailand ist Aufenthalt. Hanna ist ausgestiegen, und die beiden anderen Mädels lehnen am Wagenfenster. Die durchgehenden Wagen werden rangiert, und man trifft Hanna auf einem andern Perron wieder.

Sie tritt ganz aufgeregt an die beiden anderen heran.

„Wißt ihr, wer im Zuge ist?" sagte sie leise.

Die andern schütteln die Köpfe.

„Haltet euch fest, Mädels . . .", sagt Hanna, „der Gorilla . . ."

Sie haben den Gorilla eigentlich vergessen.

Einmal, als die Schar der eleganten Waggon-Restaurant-Leute an ihnen vorüberzieht, sagt Beate:

„Wie würde sich unser Freund Mabuse hier ausmachen?"

Sie lachten.

„Tarzan im Speisewagen . . ." kicherte Hanna.

„Na, Gott sei Dank . . ., daß wir den los sind . . ." vollendete Erika das Gespräch, und keiner dachte mehr an ihn.

Und jetzt? Ist er wirklich da? Oder will sie Hanna verulken?

Sie spähen aus dem Fenster.

„Da drüben sitzt er . . ." sagt Hanna.

Auf einer der Wartebänke sitzt in der Tat: der Gorilla.

Er sitzt da, wie die Mädels es an ihm kennen, in seinem immerfertigen Anzuge, vor sich hinstarrend; und sitzt so, bis der Schaffner sein „Partenza" ruft. Dann erhebt er sich schwerfällig und steht ihn in einem der Wagen verschwinden.

Die Mädels sehen sich an.

Wird er in Como aussteigen?

„Zufall . . ." sagt Beate. „Man sieht ja so oft auf Reisen dieselben Leute. Denkt mal an die Familie aus Karlsruhe mit den zwei kleinen Kindern und dem Baby, der wir in Verona, Mailand und Rapallo begegnet sind, oder . . ."

Aber Hanna will davon nichts wissen. Dieser „Gorilla" ist kein Zufall. Und als ob sie Recht haben sollte, bemerkten die Mädchen, als sie in Como den Zug verlassen, in der Tat, wie der Sonderling ganz am Ende des Zuges auf dem Perron steht. Ja, er steht da als Letzter — als ob er erst alle vorübergehen lassen wolle.

„Nun?" sagte Hanna triumphierend.

Dann aber nimmt das mancherlei Drum-und-Dran des Ankommens am neuen Ort den Mädels diesen Gesprächsstoff fort.

Ein Träger schleppt jetzt ihre Sachen in eine Droschke, und diese fährt sie dem etwas erhöht liegenden Bahnhofe ihrer Pension zu, die unmittelbar auf die Piazza Cavour mündet, diesen schönsten am See gelegenen Platz der Stadt.

„Kinder, hier ist es herrlich . . ." ruft Beate aus. Sie greift mit den Armen geradezu in die Luft vor Wonne. Ja, es ist herrlich, wenn man an einem schönen, heiteren Nachmittage an einem der großen oberitalienischen Seen ankommt. Die Lage der Seen, über deren breites Becken sich sehr steile, aber doch begrünte und bewohnte Berge erheben, ist vielleicht besonderen Beleuchtungen günstig. So, wenn die tieferen Stellen der Täler und des Weges schon in einen allmählichen Schatten sinken, während in der Höhe noch fast mittägliche Helligkeit herrscht, wenn drunten die einzelnen Zypressen und Pinien schon plastischer hervortreten als in dem grellsten Tageslicht, aber in den Höhen noch das helle Flimmern liegt, das alle Konturen verwischt.

„Hier werde ich malen!" rufte Beate aus.

Und seltsam genug, als sie in der Pension angelangt sind, in der man ihnen freundlich gelegene Zimmer reserviert hat, und die Briefe aufbrechen, die aus Berlin angekommen sind, verstärkt sich dieser Schrei noch. Beate fängt an zu zittern, sie hält den anderen einen Brief hin, ganz außer sich im Gefühl der Freude.

Die Freundinnen lesen:

„. . . teilte mir Herr W . . ., der Besitzer der Galerie van Hourth, mit, daß er das Pastellbild „Blick in die Tiefe", das Sie oberhalb Genuas angefertigt haben, ausgezeichnet findet und in seiner Ausstellung verwenden möchte. Er verspricht sich von diesem Bilde einen guten Erfolg . . ."

Beate fiel Hanna und Erika abwechselnd um den Hals.

Unter diesen Umständen haben die Mädels den „Gorilla" vergessen. Sie haben ihn auch während der Reise nicht wiedergesehen. Dem Leser ihrer Geschichte aber sei gesagt, daß er noch einmal wiederkehren wird, zu einer Zeit und Stunde, die der Autor für angemessen hält. Und bei einer Gelegenheit, die seine Gegenwart allen Beteiligten — wozu auch der Leser gerechnet sei — noch viel verwunderlicher erscheinen lassen wird, als er zuerst den Reisemädels erschienen ist.

7.

Schon seit einigen Tagen benutzt Beate die wolkenlosen Tage, um zum Malen nach Brunate hinaufzufahren. Erst gegen ein Uhr kehrt sie zu den beiden andern Mädels zurück, die sich den Vormittag auf dem Wasser oder mit einem Spaziergang vertreiben.

Brunate, eine Villenansiedlung auf einer steilen Höhe oberhalb Comos, zu der eine Drahtseilbahn vom Seeufer aus führt, ist Beates Lieblingsplatz geworden.

Sie durchschreitet, um neun schon ankommend, raschen Schrittes die Villenstraßen, die keineswegs besonders geschmackvolle Bauten aufweisen — wie ja alle italienische Neuarchitektur etwas Grobes und Klotziges an sich hat — und die hier oben ganz merkwürdig in die steil abfallenden Hänge eingebaut sind.

In der Nähe der etwas entfernt gelegenen Pfarrkirche hat sie sich ein Plätzchen aufgestöbert, von dem aus der Blick ungestört in die Tiefe geht. Eine einsame Ecke an der großen Straße, oder vielmehr ein wenig seitlicher, eine Mauer, die von Zeit zu Zeit von unten her von einer steilen Zypresse überragt wird, und über die sich der Blick in die lombardische Ebene weitet, während im nördlichen Hintergrunde die noch immer mit einem leichten Weiß behangenen Kuppen der Schweizer Alpen sichtbar werden.

Manchmal kommt ein Junge vorbei oder eine alte Frau mit einem „Bambino", oder es rattert ein Karren mit einem Maulesel und einem schlafenden Begleiter über die Pflaster. Dann macht gewöhnlich die junge Deutsche ein Zeichen, redet ein paar Worte, und rasch ist eine Skizze in das Buch geworfen, das schon so viele Kleinigkeiten dieser Art enthält.

Aber im allgemeinen ist es herrlich einsam hier oben.

Es ist der vierte Tag, daß sie hier oben ist. Wieder ist etwas Größeres im Werden. Sie steht jetzt selbst in Gedanken versunken über diesen Anfängen. Wie wird sie es nennen? „Über allen Gipfeln . . ." denkt sie. Aber das ist ja jetzt noch nicht von Belang. Seit dem „Blick in die Tiefe" hat sie nichts in diesem Format begonnen. Wenn nur das Wetter hält. Seit heute früh weht etwas Wind, und es zeigen sich Wolken am Horizont.

Sie hat kaum bemerkt, daß während der letzten Stunde die Sonne hier oben so gut wie verschwunden ist. So intensiv ist sie beim Arbeiten. Plötzlich erhebt sich ein heftiger Stoßwind. Ehe sie etwas in Sicherheit bringen kann, fliegt ihre Staffelei zur Seite. Die angefangene Pastellskizze gleitet zu Boden, der Wind reißt sie ein Stück die Straße hinunter, das Skizzenbuch blättert sich auf, lose Blätter fliegen heraus.

„Um Gottes willen," kommt es halblaut von Beates Lippen, während sie rasch ihr Bild in Sicherheit bringt und die Staffelei aufhebt. Auch die Farbstifte, die ja leicht sind, hat der Sturmwind erfaßt, der jetzt eine unangenehme Staubwolke mit sich führt.

Wie sie dabei ist, alles wieder einzusammeln und mit herumliegenden Steinen zunächst zu beschweren, hört sie hinter sich eine Stimme, eine deutsche Stimme:

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich ein wenig an der Rettungsarbeit beteilige?"

Sie blickt auf.

Vor ihr steht, in den Händen ein paar der losen Blätter haltend, die aus der Skizzensammlung herausgeflogen sind, ein Mann von jungem Aussehen, in einem gutgeschnittenen Anzug aus Homespun, in einer durchaus liebenswürdigen Haltung. Er hat dichtes, blondes, etwas gewelltes Haar über dem jugendlich frischen Gesicht und eine breitschultrige, fast etwas massive Gestalt.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen," sagte Beate etwas erschreckt über die unerwartete Ansprache, „der plötzliche Sturm hat mich überrascht . . ."

Sie muß ein wenig über ihre jetzige Haltung lächeln. Auf dem Boden kniet sie, die Staffelei wieder zusammenzulegen, während sie mit der anderen Hand krampfhaft das Bild festhält, immer bereit, wieder nach irgendetwas anderem zu greifen, das fortfliegen könnte. Sie war so absolut gewohnt gewesen, diese vier Tage in völliger Ruhe vor dem Wetter hier zu arbeiten, daß sie alle möglichen Kleinigkeiten an Utensilien um sich herum verstreut hatte.

Der junge Mann gibt ihr die losen Blätter wieder.

„Woher wissen Sie, daß ich Deutsche bin?" fragt jetzt Beate, ihre Fassung wiederfindend.

„Ich habe Sie schon einige Male mit Ihren zwei Freundinnen gesehen und Deutsch sprechen hören . . ." sagte er, ohne sie anzusehen.

„So wird man also beobachtet . . .," erwiderte Beate lächelnd. Sie glaubt sich jetzt zu erinnern, daß Hanna ihr gestern, als sie sich unten an der Drahtseilbahn trennten, zuflüsterte:

„Der schöne „Jüngling" ist wieder im Zuge . . .," eine Bemerkung, auf die sie kaum hörte, weil ja Hanna fast immer irgend jemand von besonders „gutem Aussehen" bemerkt. Vielleicht hatte dieser junge Mann sie also schon seit ein paar Tagen heimlich begleitet.

Dieser Gedanke schien es ihr nahezulegen, jetzt einen etwas reservierten Ton anzuschlagen, als es sonst ihre Art gewesen wäre.

Aber sie kam kaum in die Verlegenheit, „unliebenswürdig" erscheinen zu müssen, denn der junge Mann sagte sofort auf ihre Bemerkung:

„Es schien mir beneidenswert, daß drei junge deutsche Damen zusammen eine Reise unternehmen . . . Ich weiß nicht, ob Sie soweit gehen, dies eine „Beobachtung" zu nennen?"

Er sagte das in einem so liebenswürdigen, aber zugleich so bestimmten Tone, daß Beate ihre Bemerkung fast zu bereuen anfing, als ob sie einen solchen Verdacht ausgesprochen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(35. Fortsetzung.)

Der junge Mann errötete voll freudiger Gefühle, sein Auge glänzte, und ein freundliches Lächeln zeigte, daß er den Sinn dieser Worte verstanden habe.

„Bald, bald werden wir einziehen, so Gott will", sagte er. „Aber wie lebten sie diesen langen Sommer? Nur dreimal kam uns Botschaft von ihnen zu! Warst du oft auf Lichtenstein, Hans? War sie traurig? Was sprach sie?"

„Lieber Herr", antwortete der Mann von Hardt, „geduldet Euch noch, auf dem Marsch will ich Euch ein Langes und Breites erzählen, für jetzt nur so viel: sobald der Alte hört, daß Ihr auf Stuttgart ziehet, will er von Lichtenstein aufbrechen und Euch die Braut zuführen. Denn er zweifelt nicht, daß Ihr die Stadt überwältigt. Habt Ihr Heimsheim?"

„Wir haben es. Ich sagte mit zwölf Reitern in die Tore, ehe sie sich's versahen. Die Besatzung war zwar etwas stärker als wir, aber mutlos und unzufrieden. Ich handelte mit ihnen in des Herzogs Namen, da glaubten sie, er liege mit vielen Truppen noch im Hinterhalt, und ergaben sich. So weit wären wir nun in Württemberg, aber wie ist der Weg weiter hin?"

„Offen bis ins Herz offen. Ich bringe Euch wichtige Nachricht vom Ritter von Lichtenstein; daß die gewaltigen Herren aus dem Lande sind, wisset Ihr —"

„Sie halten einen Bundestag in Nördlingen*), ist's nicht so? Freilich wissen wir's, denn auf diese Nachricht brach der Herzog aus Baden auf."

„Nun, und wenn die Katzen fort sind, tanzen die Mäuse auf dem Tisch. Die Besatzungen sind überall unbesorgt, an den Herzog denkt kein Bündler mehr, sie sind nur aufmerksam auf den Bundestag, welchen Herrn wir bekommen werden: den Österreicher, den Bayer, den Prinzen Christophel, oder ob uns der Städtebund, Augsburg und Aalen, Nürnberg und Bopfingen, regieren werde."

„Welche Augen sie machen werden," rief Georg lächelnd, „wenn der Stuhl schon besetzt ist, um welchen sie streiten!

Der Frosch hüpft wieder in sein' Pfuhl,
Wenn er auch säß' auf einem goldnen Stuhl!

sagt's Sprichwort. Sie werden ihre Büchsen auf die Schulter nehmen und 's Regieren sein lassen."

„Und die Württemberger? Wie denken sie jetzt vom Herzog? Glaubst du er werde viel Anhang finden? Werden sie uns zu Hilfe ziehen?"

„Was Bürger und Bauern sind, ja. Von der Ritterschaft weiß ich's nicht, und der alte Herr zuckte die Achsel, wenn ich ihn fragte, und murmelte ein paar Flüche. Ich fürchte, es steht hier nicht alles, wie es soll. Aber Bürger und Bauern, die sind für den Herzog. Es sind allerlei sonderbare Zeichen geschehen, die das Volk aufmuntern. So ist neulich in Remstal ein Stein vom Himmel gefallen, drauf war ein Hirschgeweih eingegraben und die Worte: „Hie gut Württemberg alleweg" und auf der anderen Seite soll man auf lateinisch gelesen haben: „Herzog Ulerich soll leben!"**)

„Vom Himmel gefallen, sagst du?"

„So sagt man. Die Bauern hatten große Freude dran, aber die bündischen Herren wurden zornig, nahmen die Schulzen gefangen und wollten ihnen abpressen, woher der Stein des Anstoßes komme. Und als man bei hoher Strafe verbot, vom Herzog zu sprechen, da lachten die Männer und sagten, jetzt träumen wir von ihm. Alles wünscht ihn zurück, denn sie wollen sich lieber von ihrem angestammten Herrn drücken, als von Fremden die Haut abziehen lassen."

„Gut; der Herzog und seine Reiter können in wenigen Stunden hier sein. Sein Plan ist, sich gerade durchs Land nach Stuttgart zu schlagen. Ist die Hauptstadt unser, so fällt uns auch das Land zu. Und wie ist es mit den Landsknechten dort? Wollen sie mitziehen?"

„Fast hätte ich die vergessen," sagte Hans; „sie werden ungeduldig werden, wenn wir sie zu lange warten lassen. Gehet doch recht klug mit ihnen um, es sind stolze Gesellen und lassen sich Hauptleute schelten. Aber haben wir die Fünfe gewonnen, so sind zwölf Fähnlein des Herzogs. Besonders mit dem Oberst, dem langen Peter, müßt Ihr gar höflich sein."

„Welcher ist der lange Peter?"

„Der dicke Mann, der unter der Eiche sitzt. Er hat einen steifen Schnauzbart und einen vornehmen Hut auf dem Kopf. Der ist der Höchste unter ihnen."

„Ich will mit ihm reden, wie du sagst," antwortete der junge Mann und ging mit dem Pfeifer zu den Landsknechten. Die lange Unterredung der beiden hatte sie schon etwas unmutig gemacht, und der kleine Muckerle schoß stechende Blicke auf den Gesandten des Herzogs. Als dieser aber mit edlem Anstand und freiem, siegendem Blick unter sie trat, wurden sie schüchtern und verlegen, und als er sie endlich mit höflichen, schmeichelnden Worten anredete, wurden ihre tapferen Herzen von der Anmut Georgs von Sturmfeder für des Herzogs Sache gewonnen.

„Wohlerfahrener Oberst," sprach er, „tapfere Hauptleute der versammelten Landsknechte, der Herzog von Württemberg hat sich den Grenzen seines Landes genaht, hat die Stadt Heimsheim erobert und ist willens, auf gleiche Weise sein ganzes Herzogtum wieder an sich zu bringen —"

„Gott straf' mein' Zeel', er hat recht; tätz auch zo machen —"

---

*) Der Schwaben- und Frankenbund hielt in diesem Sommer einen Bundestag in Nördlingen. Auch die Herzogin Sabina und der Herzog von Bayern fanden sich dort ein, um hauptsächlich über Württemberg zu entscheiden. Sattler, II. § 15. Anm. Hauffs.

**) Die Regentschaft mußte zu seiner Zeit viel seltsamer, leichtfertiger und böser Reden hören. Der Keller in Göppingen berichtete einmal, man habe auf der Straße zwischen Grunbach und Heppach einen Kieselstein gefunden, auf dessen einer Seite ein Hirschgeweih mit der Unterschrift: „Hie gut Württemberg alleweg", auf der andern Seite ein Jagdhorn mit den Worten: „Vive Dux Ulrice" zu sehen waren. Vgl. Pfaffs Geschichte von Württemberg I. 306. Anm. Hauffs.

„Er hat den tapferen Arm und die fürtreffliche Kriegskunst der Landsknechte erprobt, als sie noch gegen ihn standen; er versieht sich zu ihnen, daß sie ihm mit gleichem Mute jetzt beistehen werden, und verspricht ihnen mit seinem fürstlichen Wort, die Bedingungen zu halten, die sie ihm angeboten haben."

„Ein frommer Herr," murmelten sie untereinander mit beifälligem Nicken, „ein Goldgülden des Monats — und Mordblei — täglich vier Maß Wein für die Hauptleut'!"

Der Oberst stand auf, entblößte sein kahles Haupt zum Gruß und sprach, von manchem Räuspern der Verlegenheit unterbrochen: „Wir danken Euch, hochedler Herr, wollen's tun, wollen mitziehen — wir wollen dem Schwäbischen Bund heimgeben, was er unz getan, zo wollen wir. Die allerbesten und tapferst... wie auch fürtrefflichsten Leute haben zie fortgeschickt, als brauchten zie keine Landsknechte mehr. Da steht zum Beispiel der Hauptmann Löffler. Wenn'z einen tapfereren Landsknecht gibt in der Christenheit, zo lass' ich mir die Haut vom Leib schälen und lass' mich braten wie eine Zau. Da steht der Ztaberl von Wien; zo einen hat die Zonne noch nie beschienen und der Mond. — Da ist dann der Magdeburger, wie der, ficht keiner in der Türkei — und der Muckerle da, man zollt ihm'z nicht anzehen; aber daz ist der beste Schütz mit der Donnerbüchs und trifft auf vierzig Gäng' ins Schwarze. — Von mir mag ich nicht reden, Eigenlob stinkt, aber Bassa manelka! in Spanien und Holland hab' ich gedient und Canto cacramento! in Italien und Deutschland, Mordblei! in jedem Heere kennt man den langen Peter. Gott straf' mein' Zeel', wenn ich und die andern hinter den Schwäbischen Hund, wollt' zagen Bund, kommen, diavolo maledetto! Da werden zie daz Hazenpanier ergreifen und mit den Abfätzen hinter sich hauen!"

Es war dies die längste Rede, die der lange Peter in seinem Leben gehalten hatte, und noch in späten Jahren, als er längst bei Pavia den Ruhm der deutschen Landsknechte mit dem Tod besiegelt hatte, führten seine Genossen, wenn sie den jüngern Kameraden vom langen Peter erzählten, diesen Moment als einen der erhabensten seines Lebens auf. Wie er dagestanden sei, auf das lange Schwert gestützt, den großen Hut mit der Hahnenfeder kühn auf das Ohr gerückt, die rechte Hand in die Seite gestemmt und die Beine ausgespreizt, da habe ihm nichts gefehlt als ein besseres Wams und eine Gnadenkette, um ihn für einen echten Oberst und wahrhaften Feldherrn zu halten.

Die Hauptleute luden jetzt den Junker von Sturmfeder ein, eine Musterung über das neugeworbene Heer zu halten. Der dumpfe Schall der ungeheuern Trommeln tönte durchs Tal und weckte die Schläfer aus ihrer Ruhe. Noch schien Frondsbergs kriegerischer Geist und sein strenger Ordnungssinn über ihnen zu schweben, denn in wenigen Augenblicken hatten sie sich zu drei großen Kreisen gebildet, die je aus vier Fähnlein bestanden. Einem Auge, das an die schnelle taktmäßige Bewegung, die schöne Haltung und die gleiche Farbe der Regimenter unserer Zeit gewöhnt ist, möchte wohl jener Anblick überraschend, ja lächerlich erschienen sein. Die Landsknechte waren nach ihrem Geschmack gekleidet, doch hatte die Mode der Zeit im Schnitt ein wenig Gleichförmigkeit in ihren Anzug gebracht. Sie trugen gewöhnlich enge Wämser von Leder, oder auch Lederwesten mit Ärmeln von grobem Tuch. Die Lenden staken in ungeheuer weiten Pluderhosen, die am Knie zugebunden durch ihre eigene Schwere noch etwas tiefer herunter hingen. Die vollen Waden umgaben grobe Strümpfe von hellen Farben und die Füße waren mit groben Bundschuhen von ungefärbtem Leder bekleidet. Ein Hut, eine Tuch- oder Ledermütze, eine erbeutete oder für eigene Rechnung gekaufte Blechhaube bedeckte den Kopf, und die bärtigen Gesichter dieser Männer, die oft zwanzig Jahre unter allen Heeren und Himmelsstrichen Europas dienten, hatten einen kühnen, martialischen Ausdruck. Ihre Bewaffnung bestand in einem langen Dolch und einer Hellebarde; ein Teil war auch mit Donnerbüchsen bewaffnet, die man mit Lunten losbrannte.

So standen sie mit ausgespreizten Beinen, Fuß an Fuß geschlossen, wie ein festes Bollwerk, und Georgs kriegerischen Sinn erfreute der Anblick dieser kampfgeübten Männer, die wohl zu wissen schienen, daß sie vereinzelt nichts, aber in Massen verbunden auch einer zahlreichen Schar von Feinden furchtbar seien.

Die Hauptleute hatten den Kriegsbrauch und das Kommandowort ihrer früheren Anführer wohl im Gedächtnis behalten. Sie traten daher mit dem jungen Ritter in einen dieser Kreise, und der tiefe, weit tönende Baß des langen Peters befahl: „Gebt acht, ihr Leute! Kehrt euch um!"

Schnell hatten sich die Kreise nach innen gekehrt und vernahmen nun die Reden ihrer Hauptleute, die ihnen jene Aufforderung des Herzogs von Württemberg auseinander setzten. Ein freudiges Gemurmel zeigte, daß sie mit diesen Bedingungen zufrieden seien und Ulerich von Württemberg so eifrig dienen wollten, als sie vorher gegen ihn gedient hatten. Die Hauptleute ließen jetzt auch einige Übungen machen, und Georg bewunderte die Geschicklichkeit der Landsknechte und glaubte fest, man werde es in der Kriegskunst auf Erden schwerlich noch viel weiter bringen. Er täuschte sich! Doch sein Irrtum ist so verzeihlich als jener unserer Großväter, welche die Heroen des großen Friedrich für unübertrefflich hielten und den gottlosen Spott ihrer Enkel über Zopf- und Gamaschendienst nicht ahnten. Und wird nicht eine Zeit kommen, wo man auch über die guten alten Zeiten von 1829 lächeln wird? Freilich so schlanke Taillen wie heutzutage sah man bei den Landsknechten und ihren Hauptleuten Anno 1519 nicht. Doch hätten jene martialischen Figuren einem ganzen heutigen Heere mit Normalbärten aushelfen können.

Etwa nach einer Stunde meldeten die Vorposten, daß man unten im Tale, von der Gegend von Heimsheim her, Waffen blinken sehe, und wenn man das Ohr auf die Erde lege, seien die Tritte vieler Rosse deutlich zu vernehmen.

„Das ist der Herzog," rief Georg, „führt mein Pferd vor, ich will ihm entgegen reiten."

Der junge Mann galoppierte durch das Tal hin, und die Hauptleute und ihre Gesellen blickten ihm nach und bewunderten die Kraft und Gewandtheit, mit welcher er in der schweren Rüstung aufs Pferd gesprungen war, lobten seinen Anstand und seine Haltung, solange sie ihn noch sehen konnten. Bald mischte sich sein Helmbusch mit den Büschen und Lanzenspitze, die man unten im Tal bemerkte. Sie kamen näher, jetzt sah man Helme blinken, jetzt wurden die Reiter bis an die Brust sichtbar, jetzt erschienen sie auf einmal auf einer kleinen Anhöhe, und man konnte die ganze Schar übersehen. Der Pfeifer von Hardt schaute mit blitzenden Augen in die Ferne. Seine Brust hob und senkte sich, die Freude schien ihn des Atems zu berauben, sprachlos nahm er den Obersten an der Hand und deutete auf die Reiterschar.

„Welcher ist der Herzog?" fragte dieser. „Ist's der auf dem Mohrenschimmel?"

„Nein, das ist der edle Herr von Hewen. Seht Ihr das Banner von Württemberg? Wie, seh' ich recht? Bei Gott, der Junker von Sturmfeder darf es tragen!"

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau 

*** Das Tintenfaß.** „Das Stück hat mich ein Vermögen gekostet", zeigt Maske stolz seine Sammlung. „Hier ist ein in Italien gekauftes Tintenfaß von Otto Erich Hartleben. Sehen Sie bitte das Monogramm O. E. H." — „Irrtum!" protestiert ein Fabrikant aus Plauen, „das ist eine ganz gewöhnliche Menage." — „Erlauben Sie!" „Bitte", zieht der Fabrikant einen Prospekt aus der Tasche. „Ich fabriziere diese Sachen selbst." — „Aber das Monogramm?" — „Ist kein Monogramm, sondern heißt: Öl- und Essig-Halter."

*

*** Ein genialer Ausweg.** Ein Ire, ein Engländer und ein Schotte sind gemeinsam Eigentümer eines kleinen Geschäftes. Eines Tages wird ein Fehlbetrag in der Kasse festgestellt. Der Engländer schlägt vor, den Kassierer schleunigst an die Luft zu setzen. Dagegen wendet der Schotte ein: „Warten wir doch, bis wir ihm die veruntreute Summe nach und nach von seinem Gehalt abgezogen haben." — „Das wird zu lange dauern," bemerkt der Engländer, „denn das Gehalt ist niedrig, und die Summe ist groß." Da ruft der Ire triumphierend aus: „Ich hab's! Erhöhen wir ihm das Gehalt."

*

*** Der Herr Direktor.** Er war Direktor der neuen Privatbahn geworden, und es war nun die erste Fahrt, die er auf der Bahn machte, nachdem er seine Stellung angetreten hatte. Es schmeichelte ihm in hohem Grade, zu sehen, wie die Stationsvorsteher stramm Honneur vor ihm machten, und die Schaffner, wenn sie seiner ansichtig wurden, respektvoll an die Mütze griffen. Er kam sich daher sehr wichtig vor. Während der Zug auf einer Station hielt, wurde die Tür zum Abteil des Direktors geöffnet von einem Herrn, der fragte: „Sind Sie der Direktor dieser Bahn?" — „Ja, der bin ich," antwortete der Direktor stolz. — „So! Dann sollten Sie sich wahrhaftig schämen, so schmutzige Handtücher auf der Toilette zu haben."

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.